

**HEYNE** <



**Julia Friedrichs**

# IDEALE

**Auf der Suche nach dem, was zählt**

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 08/2013

Copyright © 2011 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag

der Verlagsgruppe Random House GmbH

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-60253-3

Meinem Sohn und seiner Großmutter,  
die fehlt



## Inhalt

Prolog	11
Eigentlich müsste man	14
Gefallene Helden	24
Zum Kanzler	33
Dann eben Verräter	48
Glattgeschmirlgelt und ein Gewissen	60
Und jetzt?	71
Yasemin oder: gescheitert	80
Mein Traum: Eine Villa, ein Auto und ein sprechender Chicken Burger	89
Ganz ohne	98
Für mich das meiste	109
Das Leben nach dem Haken	121
Dann also Gutmensch	134
Die Idylle in der Platte	148
Zu viel Blut	159
Keine Villa, kein Auto, kein Haus	164
Im Gleis	176
Einer gegen den Rest der Welt	190
Auf einen Trüffel mit Peter Hartz	202
Ratlos	206
Bei den Kröten	212
Es wird immer Gaddafis geben	228
Latte	238
Die Schnecke	245
Epilog	259
Dank	267
Literatur	268





Warst du nicht fett und rosig?  
Warst du nicht glücklich?  
Was hat dich bloß so ruiniert?  
Dass sie nicht zuhören wollten oder nichts glauben?  
Was hat dich bloß so ruiniert?

Die Sterne,  
*Was hat dich bloß so ruiniert*



## Prolog

Ein Abend in der Karibik, gleich wird die Sonne untergehen. Noch immer sind es über 20 Grad. In meiner Hand halte ich ein Bier, vor mir das Meer, in dem babyblaue Fische mit runden Mündern schwimmen. Tintenfische, überzogen von einem glitzernden, übergroßen Hautlappen, gleiten durch ihre türkisfarbene Heimat wie kleine Raumschiffe, und Hummer staksen auf ihren knöchigen Beinen über den gelben Grund. Früher, als hier noch keine Menschen lebten, haben auch paddelnde Riesenschildkröten über den Fischen ihre Runden gedreht. Wie Felsen hätten damals ihre Panzer aus dem Meer geragt, sie seien überall, staunte Kolumbus, als er 1503 vorbeisegelte. »Las Tortugas« beschriftete er dieses Stück Land südlich von Kuba dann auch auf seiner Karte.

Als die Menschen nicht mehr nur vorbeisegelten, sondern blieben, wurden die Riesenschildkröten nach und nach immer weniger. Man fesselte sie an den dicken Ärmchen, zog sie an Land, und dann verspeiste man sie. Erst die, die direkt vor der Küste lebten, dann die, die weiter draußen schwammen, schließlich musste man fast bis nach Honduras segeln, um noch Schildkröten zu finden. Heute versucht man auf einer kleinen Farm, sie nachzuzüchten. Aber Felsenketten aus Schildkrötenpanzern wird es hier wohl nie wieder geben.

Es ist nicht überliefert, ob sich damals Protest regte, ob sich Menschen fanden, die die Schildkröten schützen wollten; oder welche, die den anderen klarzumachen suchten, dass es dumm sei, die auszurotten, von deren Existenz man lebt. »Es ist nor-

mal, die Kröten zu töten«, hätten vermutlich diejenigen entgegnet, die man darauf angesprochen hätte, oder: »Das war schon immer so, das machen alle.«

An diesem Abend sitze ich hier mit einem Wirtschaftsprüfer. Er lebt von dem, was zum Geschäft der Insel wurde, nachdem man mit den Schildkröten fertig war. Die Tortugas heißen heute »Kaimaninseln«, sie sind der fünftgrößte Finanzplatz der Welt. 50000 Menschen leben hier, aber es gibt 90000 Firmen. Die meisten dieser Firmen haben keine Belegschaften, keine Lagerbestände, keine Maschinenparks, sie produzieren nichts. Genau genommen ist ihr Zweck eher, etwas zu vernichten: die Steuersumme, die ihr Inhaber andernorts zahlen müsste. Die Kaimaninseln, britisches Überseegebiet, kennen keine Steuern. Weder das Einkommen noch das Vermögen, weder der Gewinn noch das Erbe werden besteuert.

Fast jeder zweite Hedgefonds der Welt ist auf diesem kleinen Stück Land registriert. Das Geld hat den Weg über das Meer gefunden, weil es sich hier sicher fühlt, weil es sich mehren kann. Dass es andernorts die Aufgabe hätte, Kindergärten zu errichten, Arbeitslose zu ernähren und Rentner zu versorgen, ist dem Geld egal. Den meisten Menschen, die ich hier treffe, auch. Der Wirtschaftsprüfer, der einen großen Schluck aus seinem Gin-Tonic-Glas nimmt, mag diesen Ort. Was er nicht mag, ist, wenn man die Insel *tax haven* nennt, was das englische Äquivalent zur »Steuer-oase« ist. *Tax neutral* ist ihm lieber, »steuerneutral«. Als könnte man das Problem allein durch die Wortwahl lösen. Aber das, was man früher mit den Schildkröten machte, nannte man auch lieber »ernten« als »ausrotten«.

Ob er nicht England, dem Land, aus dem er stammt, schade, will ich wissen. »Nein«, sagt er. »Okay«, sage ich, wenig über- rascht, denn das »Nein« des Wirtschaftsprüfers ist eine Variation dessen, was ich in den vergangenen Tagen in all meinen Gesprächen mit den Menschen hier über ihr Leben und Ar-

beiten in der Steueroase gehört habe. Die Kritik an den Kaimainseln sei aufgebauscht, sagen sie, dann bekomme Europa, bekomme Deutschland eben weniger Steuergelder. Dort jammere man doch sowieso auf höchstem Niveau, meint ein Deutscher. Ob er Verwalter von Hedgefonds kenne, die überlegten, ob es falsch sei, hier Fonds um Fonds zu erschaffen, die an dem, was sie tun, zweifelten, vielleicht sogar nach der großen Krise Schuld empfänden, wollte ich von einem anderen wissen. »Nein«, sagte er, so etwas habe er auf der Insel noch nie gehört, »wer so denkt, der macht den Job wohl nicht«.

Während ich dasitze und dem Wirtschaftsprüfer zuhöre, dabei immer wieder aufs Meer schaue und mir vorstelle, wie es wohl aussah, als hier noch Schildkröten schwammen, passiert etwas – plötzlich ist die Verunsicherung der letzten Monate für einen Moment verschwunden. Es gibt und gab größere Probleme auf diesem Planeten als eine Steueroase, die eigentlich von Schildkröten umgeben sein sollte, ich hätte viele andere Möglichkeiten gehabt, mich zu empören. Aber es geschieht hier, hier in dieser Bar über dem Meer scheint mir zumindest für einen Abend alles ganz klar zu sein.

Man kann nicht immer nur zusehen, denke ich, man kann nicht immer nur danebenstehen, mit den Schultern zucken, abwiegeln, sich raushalten; nicht immer nur Abstand halten, weil die Welt so kompliziert ist, weil es uns so schwerfällt zu entscheiden, was richtig ist und was falsch. Denn dann ist man mitverantwortlich dafür, dass andere nur das tun, was gerade den meisten Nutzen verspricht – möglichst viel Geld über die Konten einer winzigen Insel zu buchen zum Beispiel oder alle Schildkröten zu essen, die es nicht bis nach Honduras schaffen.

Damit endet dieser Abend, eine Etappe einer langen Reise. In den vergangenen Monaten habe ich vieles getan, was ich vorher ein wenig seltsam gefunden hätte. Ich bin nicht nur in

diese Steueroase in der Karibik geflogen, um über Schildkröten und ziemlich viel Geld nachzudenken. Ich bin auch mit einer Liste voller Fragen durch Deutschland gereist. Ich war in Hannover im Büro des ehemaligen Kanzlers Gerhard Schröder. In einem abgelegenen Haus an einem kleinen Wald bei Ratzeburg traf ich den Literaturnobelpreisträger Günter Grass. Ich war im hintersten Eckchen, in Saarbrücken, bei dem Mann, nach dem die Arbeitsmarktreform benannt wurde, bei Peter Hartz. Ich saß in Schriftstellerwohnungen in Berlin, in Kindergärten im Osten des Landes und in Krankenhäusern im Westen. Auf meiner Liste standen Fragen, die so grundsätzlich waren, dass ich sie noch vor kurzem höchstens ironisch beantwortet, sie vermutlich sogar als ziemlich moralisch verspottet hätte: Wofür kämpfen Sie in Ihrem Leben?, wollte ich wissen. Haben Sie Ideale? Und wenn ja, was machen Sie, damit die für immer halten? Oder haben Sie das, woran Sie glaubten, längst aufgegeben?

Dass mich so etwas plötzlich so interessiert, liegt daran, dass sich in meinem Leben einiges geändert hat und dass ich meine, mit Ironie und Spott nicht mehr wirklich weiterzukommen. Deshalb diese Reise, deshalb diese Fragen. Aber der Reihe nach, beginnen wir an einem Silvesterabend in Berlin.

### Eigentlich müsste man

Da liegt er. Die Lippen leicht geöffnet, das blonde Haar steht in alle Richtungen, wirr und weich, noch nie geschnitten. Mein Sohn, unser Baby, schläft. Er steckt in einem weichen roten Schlafsack, liegt auf dem Bauch und atmet ruhig, im Ver-

trauen darauf, dass alles gut ist. Es ist sein erstes Silvester, draußen knallt es. Rot und golden leuchtet der Hinterhof vor unserem Fenster. Berlin feiert die ersten Minuten des neuen Jahres. Früher war ich in dieser Nacht immer da draußen auf der Straße. Ich zündete Raketen, wich aus, wenn einer einen Böller warf. Ich trank und tanzte und fiel am Morgen ins Bett, um den ersten Tag des neuen Jahres zu verschlafen. Abgesehen davon, dass sich die Hand in den ersten Wochen stets verschrieb, wenn es galt, das Datum zu notieren, fand ich diesen Termin nie sonderlich einschneidend. Ein Jahr ging, eins kam, na und? Das Leben konnte so weiterlaufen.

Und jetzt? Jetzt sitze ich hier in unserer zum Kinderzimmer umgebauten Kammer an einem hölzernen Gitterbett und hoffe, dass der Knall der Raketen, der über den Hof hallt, das Baby nicht wecken wird. Es ist nicht so, dass das Kind aus mir einen völlig neuen Menschen gemacht hätte. Noch immer wäre ich gerne da draußen, um zu trinken und zu tanzen. Noch immer mag ich das, was mir vorher lieb war: meinen Freund, meine Arbeit, Fußball schauen. Aber seit es meinen Sohn gibt, hat sich etwas in meinem Hirn breitgemacht, das mir vorher ziemlich fremd war: Plötzlich ist da diese Beunruhigung, das Gefühl, dass das da draußen nicht einfach alles so weitergehen kann, sondern dass ich, seit es ihn gibt, eine Verantwortung dafür trage, dass wirklich alles gut ist, dafür, dass er in Ruhe schlafen kann.

Ich meine nicht diese kleinen Sorgen, die uns, seit er auf der Welt ist, wie Mücken umschwirren: dass es draußen zu laut sein könnte oder drinnen zu kalt; dass der Schlafsack zu groß ist und der Kopf des Kindes zu klein; dass er darin verschwindet; dass er erstickt; erfriert; oder einfach so aufhört zu atmen. Wenn ich mit dem Kinderwagen unterwegs bin, begegnet mir diese Art der Sorge überall. Im Kinderladen, im Café, beim Arzt. Junge Eltern sind Experten dafür, diese Probleme zu ver-

vielfachen. Soll das Baby noch Reisschleim essen oder schon Karottenbrei? So eine Frage, das weiß ich inzwischen, kann sich binnen Sekunden zur Grundsatzdebatte auswachsen. Das Essen – selbst gekocht oder fertig gekauft? Und die Wäsche – aus Baumwolle oder aus Schurwolle? Friert er dann nicht, oder kratzt es ihn? Ich fühle mich bei diesen Gesprächen oft und schnell etwas fehl am Platze, denn ich fürchte, dass das nicht die eigentlichen Probleme sind. Ich weiß, dass mein Sohn aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ersticken wird, dass es egal ist, ob er Reisschleim isst oder Brei, ob er die Wolle vom Schaf oder von der Pflanze trägt.

Was mich beschäftigt, ist die Sorge, dass die Welt, die ihn da draußen erwartet, nicht in Ordnung sein könnte. Seit es ihn gibt, wächst dieses ungute Gefühl, das ich habe, wenn ich mir vorstelle, wie alles sein wird, wenn er zehn, zwanzig oder dreißig Jahre alt ist. »Eine Bedrückung, die immer größer wird«, wird der Schriftsteller Ingo Schulze das später nennen. Wir wissen inzwischen, dass vieles von dem, was wir tun, die Chance, dass man noch lange auf dieser Erde leben kann, nicht gerade erhöht – zu viele Autos bauen, Autos betanken, Autos fahren, zum Beispiel; oder zu viel Kohle ausgraben, Kohle verarbeiten, Kohle verbrennen; zu viele Handys, Computer und kleine Kameras kaufen und wieder wegwerfen. Wir machen das trotzdem. »Obwohl wir ahnen, dass dieser Alltag auch etwas Mörderisches bewirkt«, wird Ingo Schulze später sagen.

Diese Silvesternacht ist nicht mehr nur der Moment, in dem sich die letzte Ziffer des Datums ändert, es ist das Ende des Jahres, in dem mein Sohn geboren wurde. Wenn er nur ein wenig älter wird als der Durchschnitt seines Jahrgangs, kann er das Jahr 2100 noch erleben. Ich habe gerade gelesen, dass Klimaforscher davon ausgehen, dass ohne rasantes und entschlossenes Gegensteuern die Durchschnittstemperatur dann um vier bis sieben Grad Celsius gestiegen sein wird und dass



unsere Nachkommen, so hieß es, »eine Atemluft vorfinden, wie sie heute nur in engen und stickigen Unterseebooten herrscht«. Ich will nicht, dass er einmal in einem U-Boot leben muss. Und sonst? Wie sieht es eigentlich da draußen aus, in dem Jahr, in dem er geboren wurde?

In diesem Jahr schauten die Menschen in Deutschland jeden Tag im Schnitt 223 Minuten fern, elf Minuten mehr als im Jahr zuvor. So viel wie noch nie. Die meiste Zeit saßen die Leute in Sachsen-Anhalt vor den Bildschirmen, sie schafften einen Durchschnitt von 276 Minuten am Tag – über viereinhalb Stunden. Man kann sich zu Recht fragen, was einen so lange an den Fernseher bindet.

Bis zu 30 Prozent der Zuschauer gucken am Nachmittag »Familien im Brennpunkt«, ein Riesenerfolg auf RTL. Die Folge, die ich gesehen habe, sah so aus: Das Auge des Mannes zuckt nervös. Er hat eine weiße Schürze um, an der noch Blutreste kleben. Gerade hat ihn seine Frau Sabine aus der gemeinsamen Wohnung geworfen. »Du siehst ekelhaft aus«, hatte sie geschrien. »Hast du vergessen, dass es zwischen uns aus ist?« – »Meine Olle hat einen Dachschaden«, pöbelt der Mann in die Kamera. »Asoziale Bagage«, schreien die Nachbarn. Schon stürmen zwei Polizisten die Wohnung. Auch sie brüllen: »Was ist hier los?« Die Kamera schwankt und zoomt, das Bild ist schlecht. Alle schreien. Selten sah ich etwas, was mich so sehr stresste. Nichts ist echt in dieser Sendung. Menschen sagen auswendig gelernte Sätze auf, kämpfen sich durch bizarre Drehbücher. Aber es soll so aussehen, als wäre es die Wirklichkeit, als wäre die Kamera im Leben kaputter Familien die ganze Zeit dabei.

*Scripted Reality* heißt das, »nachgeschriebene Realität«. Es ist der größte Schund, den ich je gesehen habe, aber es ist das Erfolgsformat des letzten Jahres. »Wir müssen diese Entwicklung brandmarken, die Abwärtsspirale geht immer weiter«,

sagte der Programmdirektor des Norddeutschen Rundfunks Frank Beckmann auf einer Tagung. In seinem Sender sieht das nicht jeder so. Zuvor hatten Redakteure des Norddeutschen Rundfunks sondiert, ob diese Formate nicht auch den Öffentlich-Rechtlichen gute Quoten für ganz wenig Geld bringen könnten. Nach unten scheint es keine Grenzen zu geben – weder für die Menschen, die Fernsehen produzieren, noch für die, die 223 Minuten pro Tag davorsitzen.

Den letzten Urlaub im Winter vor der Geburt meines Sohnes verbrachte ich in New York. Es war alles wunderschön. Im Central Park lag Schnee, es drehten sogar ein paar Eisläufer ihre Runden, wie im Kino. Dann aber gingen wir zum Times Square. Wir sahen eine Schlange vor einem Geschäft, die sich meterlang über den Bürgersteig wand. Aus Neugierde gingen wir hinein. Wir hätten es besser lassen sollen, denn wir betreten eine Konsumhöhle. Menschen schoben und drückten, drängten und schubsten – ohne Rücksicht auf die, die rechts und links, vor und hinter ihnen standen. Ich rettete mich hinter ein Regal. Die Leute griffen scheinbar wahllos zu, immer wieder, füllten Tüten und Körbe, schauten kaum hin, wollten mehr und mehr. Ihre Gesichter waren angespannt, jede Faser war Gier. Unten an der Rolltreppe stand eine Frau in Uniform. Mit einem Megaphon in der Hand versuchte sie, die Massen zu beruhigen. Vergeblich. Es ging nicht um die letzten Konserven vor dem großen Sturm. Es ging nicht um den letzten Liter Wasser vor dem Ritt durch die Wüste, die Menschen kämpften, weil sie 20 Zentimeter große Figuren aus Plastik haben wollten, die so aussahen wie Schokolinsen – Schokolinsen mit Augen und Mund, als Freiheitsstatue oder Superheld verkleidet, die man vielleicht drei Tage lang ins Regal stellt und dann wegwirft.

»M & M's World«, so hieß der Laden, ein dreistöckiges Geschäft voller Schwachsinn. Es wurde Energie verbraucht, um

die Dinge herzustellen, herzubringen, und die Leute haben gearbeitet, um sie jetzt zu kaufen. »Das ist schon irgendwie der Schlusspunkt des Kapitalismus«, sagte mein Freund, als auch er sich hinter das Regal gerettet hatte. »Ein Laden voller Schrott, und die bringen sich fast um.« Ich weiß nicht, ob der Autor und Philosoph Richard David Precht jemals in der M & M's World am Times Square war, aber es hört sich so an, wenn er schreibt: »Wir vergiften die Atmosphäre, plündern im Wettlauf mit den anderen immer schneller die Ressourcen des Planeten und verfüttern im Eiltempo das Erbe künftiger Generationen. Und das alles, um Dinge zu produzieren, die wir vielfach nicht brauchen und die unser Glück nicht mehr, manchmal sogar behindern oder verkleinern.«

Na ja, und dann war da noch der Tag vor der Geburt meines Sohnes. 36 Stunden brannte es lichterloh, dann sank die Ölplattform Deepwater Horizon im Golf von Mexiko. Die Firmen hatten Zeit und Geld sparen wollen und deshalb offenbar geschlampt. Sie hatten das Bohrloch nicht ausreichend stabilisiert, die Ergebnisse von Drucktests vor der Bohrung ignoriert. 1500 Meter unter dem Meer war nun ein Loch im Grund, aus dem 85 Tage lang unkontrolliert Rohöl floss. Und während wir das schreiende Kind durch das Zimmer trugen, während wir die Nuckel für die erste Flasche abkochten und die ersten zu klein gewordenen Strampler schon wieder in den Schrank räumten, lief das Öl immer weiter ins Meer – 800 Millionen Liter bis Mitte Juli. Mit Chemikalien löste BP den Ölteppich auf, nun sah man die Katastrophe zumindest nicht mehr. Noch Monate später stießen Forscher auf tote Korallenriffe, immer wieder entdeckten sie Ölschichten am Boden der Tiefsee.

Die Aktie des Eigentümers BP hat sich mittlerweile aber wieder erholt, berichtet die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. »Wer den Mut hatte, sich die Papiere auf dem Höhepunkt

der Ölkatastrophe ins Depot zu legen, kann inzwischen auf einen Gewinn von 62 Prozent zurückblicken«, schreibt der Autor und kommentiert: »Auf diese Weise zeigt sich einmal mehr, dass Krisen dieser Art für Mutige immer auch Chancen bieten.«

Fassen wir also zusammen: Die Atmosphäre wird, wenn nichts passiert, am Ende des Lebens meines Sohnes U-Boot-Qualität haben. Während die Temperatur steigt und steigt, schauen wir alle im Durchschnitt fast vier Stunden pro Tag in einen kleinen Kasten, um dort zum Beispiel zu sehen, wie sich ein Laienschauspieler, der eine blutbefleckte Schürze trägt, anbrüllen lässt. Und wir kaufen Plastikschratt, für dessen Herstellung man Öl benötigt, das wir unter anderem aus der Tiefsee holen. Und weil wir das Geld brauchen, um Schokolinsenfiguren zu kaufen, sparen wir bei der Ölförderung, auch wenn dann mal was schiefeht und das Öl statt in die Plastikfabrik ins Meer läuft. Dass währenddessen auch die Polkappen schmelzen, überall auf der Welt die Kluft zwischen denen, die etwas haben, und denen, die abgehängt werden, wächst, dass eine Krise die nächste jagt – die Finanzkrise die Schuldenkrise und die wiederum die Eurokrise –, lassen wir mal der Übersichtlichkeit wegen außen vor. Apokalyptische Gedanken? Mag sein. Das könnte an dem Geknalle da draußen liegen. Formulieren wir es nüchtern: Ich habe nicht das Gefühl, meinem Sohn eine gute Welt zu übergeben. Und jetzt kommt mein Problem: Das ist schade, das ist schlimm, aber damit wird er wohl zurechtkommen müssen – denn ich mache nicht gerade viel, um daran etwas zu ändern.

Meine letzte Demo ist über zehn Jahre her. Damals bin ich noch zur Schule gegangen. Als ein Freund im vergangenen Herbst für vier Tage ins Wendland fuhr, um gegen den Castor-Transport zu protestieren, musste ich arbeiten. Die anderen Male war auch immer gerade irgendetwas. Das Flugzeug, das

mich in den Kurzurlaub nach New York brachte, hat allein für meinen Transport über zwei Tonnen Kohlendioxid in die Luft gepumpt. Ich kaufe nicht sehr gerne ein, aber wenn ich etwas unbedingt haben will, denke ich selten darüber nach, ob das Produkt einwandfrei ist. Natürlich habe ich mir ein iPhone gekauft, weil ich es schick finde. Dass Nokia viel ökologischer produziert, dass Apple-Arbeiter in Entwicklungsländern oft für einen kargen Lohn zu miesen Bedingungen schufteten, ist mir dann egal. Und ich liebe die hohen Wände unserer Wohnung, auch wenn die großen Räume viel zu viel Heizenergie schlucken. Je länger ich nachdenke, desto mehr Sätze in meinem Kopf fangen mit »eigentlich müsste man« an. Eigentlich müsste man sein Leben ändern – vegetarisch essen, nicht fliegen, keine Wegwerfprodukte kaufen. Und eigentlich müsste man auch die Welt ändern – protestieren, spenden, in Parteien gehen. Eigentlich mache ich davon dann trotzdem nichts. Zu verstehen ist das nicht, oder?

Doch, würden Soziologen sagen. Ich bin Teil einer Generation, die sie »pragmatisch« nennen. Sie urteilen: »Während es vor allem in den 1970er und 1980er Jahren noch zum guten Ton gehörte, als junger Mensch politisch interessiert zu sein, so kippte diese Haltung spätestens bis Mitte der 90er Jahre« und habe sich bis heute zu einer »bemerkenswerten Politik-Abstinenz« ausgewachsen. Drei Viertel der jungen Deutschen waren in den letzten fünf Jahren auf keiner Demonstration. 71 Prozent sagen, es sei »out«, sich politisch einzumischen. Nur 16 Prozent sind Mitglied einer politischen Organisation. Und das, obwohl die allermeisten es für absolut notwendig halten, dass sich etwas ändert. Weit über die Hälfte der Jungen glauben, die Zukunft der Gesellschaft sehe »düster« aus. Den Klimawandel zum Beispiel halten über drei Viertel für ein »relevantes Problem«, zwei Drittel fürchten sogar, dass dieser die »Existenz der Menschheit« bedrohe. Aber sie tun fast nichts,



Julia Friedrichs

**Ideale**

Auf der Suche nach dem, was zählt

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-60253-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2013

Irgendwann muss jeder entscheiden, wofür er steht

Wie ist es möglich, Ideale im Alltag zu leben, und wann ist man zum Scheitern verurteilt? Die Berliner Journalistin und Bestsellerautorin Julia Friedrichs macht sich auf zu denen, die ihr einmal Vorbilder waren oder es werden könnten, und hinterfragt, wie sie für eine bessere und gerechtere Welt eintreten. Ihre Reise führt sie zu Gerhard Schröder, Ingo Schulze und Günter Grass, aber auch zu Nichtprominenten, die jenseits des Rampenlichts an der Verwirklichung ihrer Ideen arbeiten.